

№ 43. 1896.

Pflichtvergessen.

Novelle aus dem Berliner Leben.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Zögernd trat der Mann ein — keine Vertrauen erweckende Erscheinung. Dittmann nannte er sich.

„Ihr Mann befindet sich auf Reisen, wie ich höre," begann er das Gespräch, „glauben Sie, Madame, daß er bald wiederkommt?"

„Das glaube ich nicht," antwortete Frau Therese rückhaltslos. Der kleine Mann blinzelte verwundert; er war auf Umschweife gefaßt gewesen.

„Hm," meinte er nachdenklich, „das ist recht schlimm! Denn nun werde ich wohl Sie belästigen müssen."

„Mein Mann ist Ihnen Geld schuldig, nicht wahr?"

Wieder horchte Jener auf; das war eine muthige kleine Frau, der konnte man gleich klaren Wein einschenken.

Jagd auf Seehunde im Wattenmeere. (S. 339)

„Es scheint ja, daß Sie Bescheid wissen, Madame, um so besser! Dann werden Sie ja auch begreifen —“

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich nichts, gar nichts weiß, als daß mein Mann offenbar viel Schulden hinterlassen hat. Er ist wohl hauptsächlich deswegen fortgegangen. Leider scheint er auch mein Vermögen verloren zu haben. Und so kann ich Sie vorläufig nur in seinem Namen um Geduld bitten.“

Der Kleine reckte sich auf seinem Stuhl in die Höhe. „Ganz so liegt die Sache denn doch nicht, meine liebe Frau. Einen großen Theil dessen, worauf ich Anspruch habe, hat Ihr Mann hier gelassen.“

„Nun?“ fragte sie erstaunt, „wenn er es hier ließ, so werden Sie ja nicht um das Ihre kommen!“

„Ich hoffe nicht! Aber ich wollte Ihnen doch zuvor sagen, wann ich die Sachen holen lasse.“

„Von welchen Sachen sprechen Sie, Herr —?“

„Dittmann,“ ergänzte er, „ich glaubte, Sie kennen diesen Namen längst.“

„Ich hörte ihn eben zum ersten Male,“ versetzte sie mit aufsteigender Angst, „aber was wollen Sie holen lassen?“

„Diese Einrichtung hier, die ganze Wirthschaft, die ich von Ihrem Manne gekauft habe.“

„Ich — ich habe wohl nicht recht gehört?“ stieß sie entsetzt hervor.

Herr Dittmann knöpfte den Ueberrock auf und zog aus der inneren Tasche ein Aktenstück, das er gemächlich entfaltete.

„Möchten Sie sich das einmal durchlesen,“ sagte er lakonisch und reichte ihr das Papier hin.

Was würde sie nun noch erfahren? War denn des Elends noch nicht genug? Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen, sie sah nur noch den Stempel am Kopfe des notariellen Vertrages, dann war ihr's, als schwänden ihr die Sinne.

„Kaufvertrag.“ Das Wort, das da in schön verschnörkelter Kanzleischrift über den Schriftsätzen paradirte, hatte sie halb unbewußt entziffert. Aber der daran klebende Begriff bohrte sich in ihr Hirn ein, in ihre Seele, sie hatte Mühe, das Aktenstück festzuhalten. „Kaufvertrag.“ Was hatte Eugen verkauft? Doch nicht den Stuhl, auf dem sie jetzt zusammengebrochen saß? Den Teppich, auf dem ihre Fußspitzen zitterten? Doch nicht die Uhr, die eben mit scharfklingenden Tönen Zwölf schlug? Nein, das war ja nicht denkbar!

In abgebrochenen Worten, wie nach Luft ringend, immer den erstarrten Blick auf den Bogen in ihrer Hand gerichtet, hob sie schwer und mühselig an: „Ich — ich verstehe nichts von Geschäften, Herr Dittmann, ich bin auch, wie Sie sehen, zu Tode erschrocken. Vielleicht haben Sie die Güte, mir zu erklären —“

„Da ist nicht viel zu erklären,“ sagte er gleichmüthig. „Ihr Mann hat mich angeborgt. Erst mit ein paar hundert Mark, dann mit mehr. Er vertröstete mich immer mit dem Vermögen seiner Frau, das er noch nicht angreifen wollte, er hätte noch dies und das in Aussicht und was der Redensarten mehr waren. Ich erkundigte mich nach Ihrem Herkommen — alle Achtung, Madame!“ Der Kurzleibige machte den Versuch zu einer Verbeugung. „Professor Mahner — ein guter Name! Na, da pumpte er denn darauf los, und ich gab her, was er haben wollte. Zu mäßigen Zinsen! Höchstens, daß er mir ab und zu einmal etwas abkaufte, wenn ich gerade kein bares Geld hatte. Aber das war immer gute Waare, die er jeden Augenblick ohne großen Schaden versilbern konnte. Schließlich, als der Posten gar zu groß war, da verlangte ich Sicherheit. Er hätte mir ja von Ihren Papieren ein paar geben können; bei mir lagen sie so sicher wie auf der Bank. Aber man will doch etwas in der Hand haben! Nun, die Papiere wollte er nicht aus der Hand geben —“ Der Kleine zwinkerte pfiffig mit seinen Aeuglein: „Ich denke wohl, Sie, Madamchen, werden die Dinger hübsch fest gehalten haben! Und das war gescheidt! Denn er verpulverte eine Unmenge! Als ich nun schließlich ungemüthlich wurde, lud er mich hierher ein; Sie waren damals mit Ihrem Kleinen ausgegangen. Ihr Mann war, ich glaube, ganz allein in der Wohnung. Nun, da sieht's ja nicht so aus, daß man sich wegen vier-, fünftausend Mark ängstigen könnte. Aber ich habe meine Erfahrungen. Ich sah mich sehr genau um — ich bin Möbelhändler — und verlangte schließlich als Sicherstellung einen Kaufvertrag.“

Das Blatt bebte in Frau Theresens Hand.

„Ihr Mann nahm das gesammte Inventar auf,“ fuhr Dittmann fort. „Es war ein Vergnügen, diese schöne Aufstellung zu sehen — und ich taxirte. Die Wirthschaft deckte so einigermaßen meine Forderung. Da gingen wir denn zum Notar, und Herr Winter verkaufte mir rechtsverbindlich diese Einrichtung, quittirte über den Kaufpreis — er bekam sogar noch ein paar hundert Mark heraus. Ich hätte die Sachen noch in derselben Stunde abholen können. Aber ich drücke Niemand.

Ihr Mann wollte Rath schaffen, wollte mir die ganze Wirthschaft wieder abkaufen — das ist ja mein Geschäft. Wer aber nicht kam, wer nichts von sich hören ließ, war Ihr Mann. Nur einmal, als ich schon wirklich Ernst machen wollte, da kam er, ganz spät Abends klingelte er mich heraus. Er war sehr aufgeregt, ich weiß gar nicht mehr, was er mir erzählte. Und schließlich, statt eine Rate auf die Wirthschaft abzuzahlen — was that er? Er borgte mir noch achthundert Mark auf einen Wechsel ab, der natürlich auch schon lange fällig ist. Und nun,“ der Dicke wischte sich mit einem buntgeblümten Tuche über das rothe Gesicht, „nun habe ich erfahren, daß der gute Herr Winter einfach durchgebrannt ist. Nun muß ich natürlich ein Ende machen!“

Der kleine Mann war bei den letzten Worten aufgestanden.

Frau Therese rang schwer nach Athem. Sie starrte vor sich nieder, als suche sie zu ihren Füßen den ungeheuren, bodenlosen Abgrund, welcher alle diese Summen verschlungen hatte.

Dittmann stand noch immer und wartete auf Antwort. „Ja,“ wiederholte er gleichsam drohend, „nun mache ich ein Ende!“

Therese fuhr wie aus dumpfer Betäubung empor. „Was soll ich Ihnen antworten?“ sagte sie tonlos. „Daß ich von alledem nichts wußte, nicht die allerleiseste Ahnung hatte! Sie werden mir's nicht glauben! Aber das sollten Sie mir glauben: ich bin im Augenblick so verwirrt, so fassungslos, daß ich Zeit brauche, um mich zurecht zu finden. Wollen Sie mir noch kurze Frist lassen, Herr Dittmann?“

„Auf zwei oder drei Tage soll's mir nicht ankommen,“ sagte er, selbst betroffen von dem Eindruck, den seine Eröffnungen gemacht hatten, „nur mache ich Sie aufmerksam, Frau Winter: diese Sachen sind mein Eigenthum. Bringen Sie sich nicht in eine noch schlimmere Lage, rühren Sie nicht etwa die Hand, um etwas davon zu beseitigen. Auch mein Wechsel ist ausgeklagt — hier das vollstreckbare Urtheil! Und da ist es strafbar, wenn Sie mir etwas hinterziehen. Ich wohne Blumenstraße 16.“

Er hatte sich schon zum Gehen gewendet, dann kehrte er noch einmal um. „Wenn Sie meinem Rathe folgen, liebe Frau,“ sagte er beinahe gutmüthig, „ich kenne die Welt; nehmen Sie sich's nicht zu Herzen! Bringen Sie die Geschichte in Ordnung. Sie haben ja noch etwas hinter sich.“ Und als sie eine heftig abwehrende Bewegung machte, fuhr er schnell fort: „Mir macht man nichts weiß, Frauchen! So lange man noch solche Medaillons trägt, da kann man schon einen Puff vertragen. Ich warte bis Freitag Abend.“

Er war gegangen.

Frau Therese, die sich bis hierher gehalten, taumelte und stürzte mit einem Aufschrei zu Boden.

4.

Mit geradezu bewundernswerthem Muthe hatte sich die junge Frau in die neue, so sehr veränderte Lage gefunden.

Sie war zunächst zu ihrem Hauswirth gegangen, hatte ihm gesagt, wie es mit ihr stand. Und der humane Mann war gerührt von der moralischen Kraft, die in der kleinen Frau lebte. Er hatte im Gartenhause eine kleine Wohnung leer stehen, gerade so, wie Frau Therese sie suchte. Aus dem Miethsvertrage, die große Wohnung betreffend, hatte er sie ohne Weiteres entlassen.

Ihr zweiter Weg galt einem Rechtsanwalt. Unter den Papieren in Eugen's Schreibtisch, den sie nun auch hatte öffnen lassen, fand sich das Duplikat jenes Aktenstückes vor, das Dittmann zum Besitzer des Mobiliars machte. Frau Therese war nun stark und fest — sie las die Abmachungen mit peinlicher Genauigkeit bis zum letzten Worte. Sie prüfte auch die Aufstellung von Eugen's schwungvoller Handschrift. Es mußte wohl an jenem schrecklichen Tage, an dem sich der Verkauf vollzogen, das so nett eingerichtete Kinderzimmer abgeschlossen gewesen sein; auch in die Küche, in einige Nebenräume hatte sich Eugen aus Furcht vor der mißtrauischen Köchin nicht gewagt. So umfaßte denn die Aufstellung im Wesentlichen das Ueberflüssige, die Luxusmöbel; was übrig blieb, konnte für sehr bescheidene Ansprüche noch genügen.

Der Anwalt, den sie um Rath fragte, mußte ihr sagen, daß gegen die Rechtsgiltigkeit des Kaufvertrages kaum Einwendungen zu machen wären. Nur wenn dieses Mobiliar nachweisbar schon vor der Verheirathung Eigenthum Theresens gewesen wäre, hätte man hoffen dürfen, im Prozeßwege etwas zu erreichen.

Therese faßte Hoffnung, als sie den Sinn dieser Darlegungen begriff. Von den Möbeln und Luxusgegenständen ließ sich freilich nicht beweisen, daß sie „eingebrachtes Gut der Ehefrau“ waren; wohl aber war dieser Beweis in Bezug auf das werthvolle Pianino leicht zu führen. Therese hatte das Instrument zu ihrem sechzehnten Geburtstage vom Vater als Geschenk erhalten — darüber würden die Bücher der großen Pianofortefabrik hinreichenden Ausweis ergeben.

Das Klavier also, so rieth der Rechtsanwalt, war unter allen Umständen zurückzubehalten. Alles Andere, soweit es in den Kaufvertrag einbezogen, sollte man um so mehr an Dittmann ausliefern, als dieser dem Anwalt sehr wohl bekannt war. Dittmann erfreute sich des Rufes, einer der rücksichtslosesten, gefährlichsten Wucherer im ganzen Osten von Berlin zu sein.

Genau nach diesen Weisungen handelte die junge Frau.

In die Gartenwohnung ließ sie nur schaffen, was auch jetzt noch ihr Eigenthum war. Und es zeigte sich, daß sie reicher war, als sie geglaubt. Die beiden Stübchen, die sie sich eingerichtet hatte, sahen wohnlich aus; kaum, daß man einen Mangel bemerkte. Lene hatte bei Allem tapfer mitgeholfen.

Nun machte sich Frau Winter auf den Weg zu Dittmann, gewiß kein leichter Weg. Aber sie durfte hoffen, damit Alles abzuschütteln, was sie noch an den Zusammenbruch mahnen konnte.

Nicht mehr verängstigt und gebrochen, sondern fest und sicher setzte sie sich mit dem Manne auseinander. Was ihm gehöre, fände

er zu seiner Verfügung in ihrer früheren Wohnung, zu der sie noch den Schlüssel besaß. Wegen des Klaviers, das ihr Mann nicht verkaufen durfte, verwies sie den erstaunten Dittmann auf den Rechtsweg.

Das rothe Gesicht des kleinen Trödlers färbte sich noch tiefer. Dittmann kannte die kleine Frau kaum wieder. Und als sie nun mit kurzem Gruße gehen wollte, in fast stolzer, aufrechter Haltung, da schoß es wie heller Zorn aus den kleinen Aeuglein Dittmann's.

„Und wie steht es mit meinem Wechsel?" zischte er.

„Ich bin Ihnen nichts schuldig, ich habe nichts mit Ihnen zu thun!"

Sie würdigte ihn keines Blickes mehr und schritt hinaus. —

Eine andere, reinere Luft wehte sie an, als sie jetzt in ihre stille Stube trat. Der Winter näherte sich dem Ende. Schon begann der Saft in Baum und Strauch zu kreisen. Die Natur, von der Therese nun wenigstens einen kleinen Ausschnitt vor Augen hatte, belebte sich von Neuem.

Otto's Spielsachen waren gerettet. Draußen in der kleinen Küche schaffte Lene, die freudig ihre Kochkunst erprobte. Und Frau Therese hatte nicht eine Stunde gesäumt, sich Arbeit zu beschaffen. Mit einigen Proben ihrer Geschicklichkeit, Handarbeiten, die sie für Eugen gefertigt, war sie in ein großes Tapisseriewaarengeschäft gegangen, und man hatte der Vertrauen erweckenden jungen Frau sofort einen kleinen Auftrag ertheilt. Auch zwei Klavierschülerinnen waren bereits gewonnen — die Töchterchen des Hauswirths — und noch immer hatte Frau Therese nicht nöthig gehabt, sich ihres letzten Werthgegenstandes, des Medaillons, zu entledigen.

Es war gar nicht zu glauben, mit wie wenig Lene auskam. Und ebenso wenig hätte man es für möglich gehalten, daß in diesem robusten, unwissenden Dienstmädchen so viel warme Anhänglichkeit Raum hatte. Wenn es irgend eine Möglichkeit gab, Frau Theresen den Uebergang aus sorglosen Verhältnissen in diese mehr als bescheidene Lage zu erleichtern, so war es die stille, mitfühlende, gleichsam ihren Theil tragende Art, wie Lene der jungen Herrin zur Seite stand.

Um ein Uhr speisten Mutter und Kind, um drei Uhr kamen die Schülerinnen; und bis dahin hatte Lene ihre Küche blitzblank, sie konnte nun den Kleinen zum Ausgehen putzen, damit Frau Therese nicht von ihm gestört werde.

Noch freilich war der furchtbare Schlag nicht ganz verwunden. Aber Therese hatte sich doch schon so weit zurecht gefunden, daß sie sich fragte, in welchem Maße wohl sie selbst die Schuld trüge an dem jähen Zusammenbruch. Und da kam sie zu einer merkwürdigen Erkenntniß.

„Wie ich Eugen eigentlich ohne Liebe zum Altar gefolgt bin, nur auf Wunsch meines Vaters, so liebte auch Eugen mich nicht," sagte sich Frau Therese. „Hätte er sonst so schändlich an uns handeln können? Aber er vergaß auch seine Pflicht — und ich bin schließlich nicht minder schuldig. Ich lebte wie ein gedankenloses Kind in den Tag hinein, ohne mich je der ernsten Frauenpflichten zu erinnern. Da mußte es freilich so kommen. Das sind die Folgen konventioneller, nicht auf reiner Herzensneigung beruhender Ehen."

Ganz leise, nur wie ein schwach umrissener Schatten tauchte in solchen Stunden innerer Einkehr vor der jungen Frau das fast verblichene Bild eines Mannes auf, den sie einst zu lieben geglaubt.

Wäre sie glücklicher gewesen an seiner Seite? Sie meinte noch ihre Hand in der seinen erzittern zu fühlen — wie jedesmal, wenn er sie begrüßte, wenn er sich von ihr verabschiedete. War das aufkeimende Liebe gewesen?

Frau Theresen blieb übrigens nicht viel Zeit zum Nachdenken. Sie mußte sehr fleißig arbeiten, jede Stunde ausnützen, um durchzukommen. Außerdem aber machte ihr der Prozeß mit Dittmann Sorge. Der Mann hatte auf Herausgabe des Klaviers geklagt. Wenn es ihrem Anwalt nicht gelang, die Sache zu ihren Gunsten durchzuführen, so stand ihr ein neuer schmerzlicher Verlust bevor. Vergebens hatte man dem Möbeltrödler beglaubigte Abschriften des Kontos und der Rechnung über das Instrument vorgelegt; er wollte, daß das Gericht entscheide.

Aber auch das ging vorüber; das Klavier wurde Frau Therese zugesprochen. Und nun schien Ruhe werden zu wollen. Von Eugen hörte sie nichts. Einige seiner Gläubiger hatten sich gemeldet, aber ihre Forderungen lauteten lediglich auf Eugen Winter, sie waren nicht geltend zu machen gegen seine von ihm getrennt lebende Frau.

— — — — — — — — — — — —

Der Lenz stand in voller Entfaltung; vor den Fenstern Frau Theresens grünte das junge Laub, zwitscherten die Vögel. Otto durfte jetzt, zufolge einer besonderen Vergünstigung, in dem Garten des Hausherrn spielen. Nach dem Vater hatte er nur in den ersten Tagen gefragt. Er vergaß eben schnell, wie alle Kinder.

Eines Vormittags, Therese hatte eben eine Schülerin entlassen und ihre Stickerei zur Hand genommen, kam Lene mit der Meldung, daß Jemand Frau Winter zu sprechen verlange. Die junge Frau erschrak noch immer, wenn ein Fremder kam, aber das ging doch rasch vorüber.

Sie erhob sich und schritt dem Eintretenden entgegen.

Kaum aber hatte sie den Blick zu ihm erhoben, da stockte ihr Fuß, eine tiefe Gluth stieg in ihrem lieblichen Gesicht auf, sie war einen Augenblick nicht eines Wortes fähig. Denn an ihn, der jetzt vor ihr stand, starr vor Ueberraschung wie sie, an ihn hatte sie eben wieder gedacht.

Sekundenlang sahen die Beiden einander in's Auge. Er schien stumm zu fragen, und sie, sie verstand ihn. Ein schmerzliches Zucken durchbebte ihre Züge, dann senkte sie den Blick.

Endlich, endlich hatte er sich ein wenig gefaßt, aber er war noch immer nicht völlig Herr der Lage. Und fast stammelnd begann er: „Verzeihung, gnädige Frau, aber — es ist offenbar nur ein Mißverständniß, dem ich die Freude verdanke, Sie wiederzusehen."

(Fortsetzung folgt.)

Jagd auf Seehunde im Wattenmeere.

(Mit Bild auf Seite 337.)

Den Badegästen der ost- und nordfriesischen Inseln gewährt die Seehundsjagd eine willkommene Abwechslung. Am Strande der Inseln findet man den Seehund selten, gern aber sucht er die zur Ebbezeit freiliegenden Sandbänke, die sogenannten „Plaaten", auf. Dorthin begibt sich der Jäger und legt sich lang ausgestreckt nieder (siehe das Bild auf S. 337), um schußbereit die Beute zu erwarten. Oft muß er stundenlang regungslos ausharren, bis endlich der runde Kopf eines Seehundes auf den Wogen erscheint, das Thier sich genügend der Sandbank nähert, und ein sicherer Schuß es zur Beute des Jägers werden läßt. Oft schöpfen die scheuen Thiere aber auch Verdacht und verfügen sich schlauerweise nach einer benachbarten Sandbank, die der Jäger nicht erreichen kann.

Eine Gerichtssitzung in China.

(Mit Bild auf Seite 340.)

In eine chinesische Gerichtshalle versetzt uns das Bild auf S. 340. In der Mitte, hinter einem länglichen Tische, steht der Richter, neben ihm der Dolmetscher, da die höheren Beamten meist nur das Mandarinchinesisch, nicht aber die südliche Volkssprache verstehen. Rechts und links an kleinen Tischchen sitzen die Schreiber und Beisitzer. Auf den Knieen liegend, die Stirn auf dem Erdboden, sehen wir links den Angeklagten, rechts den Kläger. Das Bild an der Rückwand der Halle stellt den Gesetzgeber Konfutse mit seinen beiden größten Schülern dar. Das Verfahren ist höchst summarisch, der Henker stets bei der Hand, um dem leugnenden Angeklagten mit Bambushieben oder anderen Foltern die Zunge zu lösen.

Das neue Landesgewerbemuseum in Stuttgart.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Zugleich mit der Eröffnung der Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe ist am 6. Juni 1896 in Stuttgart die Einweihung des neuen Landesgewerbemuseums erfolgt, dessen Hauptfassade unsere Ansicht auf S. 341 wiedergibt. Dieser Prachtbau ist nach dem preisgekrönten Entwurf von Professor Neckelmann in sechs Jahren errichtet worden und erhebt sich in den schönen, kraftvollen Formen der Spätrenaissance zwischen der Kanzlei-, Schloß-, Linden- und Hospitalstraße; die Hauptfront liegt an der Kanzleistraße. Das Ganze bedeckt eine Grundfläche von 6106 Quadratmeter in Form eines unregelmäßigen Vierecks mit zwei stumpfen Winkeln, bei dem jede der vier Fronten anders gestaltet ist. An den langen Straßenfronten des Gebäudes wirken die Kuppelbauten in den Ecken, Säulen und Pfeiler, sowie zahlreiche sinnbildliche Figuren außerordentlich belebend. Das gewaltige Gebäude enthält vier durchgehende Geschosse und über einem kleineren Theile des Grundrisses noch ein fünftes. Die Beleuchtung ist durch einen 913 Quadratmeter umfassenden, glasgedeckten und durch die ganze Höhe des Baues gehenden Lichthof (die mit Fresken von F. Keller und Figurengruppen von Eberlein und Hundrieser geschmückte prächtige König Karl-Halle), sowie durch fünf unbedeckte Lichthöfe in genügender Weise erreicht worden.

„Zur Festung Graudenz."

Erzählung von **Ludwig Salomon**.

1.

Ein kalter, unfreundlicher Februartag des Jahres 1807 neigte sich zu Ende, die Leute eilten, aus den zugigen Straßen der guten Stadt Halle in die Häuser zu kommen, und selbst die französischen Soldaten, die sich sonst gern noch lange in den Abendstunden auf dem Marktplatze herumtrieben und mit dem Uebermuthe des Siegers ihre losen Scherze trieben, waren heute fast gar nicht zu erblicken. Der scharfe Nordost pfiff eben gar zu unangenehm.

Um so behaglicher war es in der Wirthsstube des Gasthofes „Zur Festung Graudenz", der rechts von der großen Marktkirche am Ende eines kleinen Gäßchens lag. In der Wirthsstube gab es auch heute, wie fast immer, eine laute Unterhaltung; der Wirth schwatzte gern und wußte auch stets allerlei zu erzählen, und die Gäste blieben natürlich auch nicht stumm, denn es gab ja in diesen Kriegszeiten viel Neuigkeiten, und da der Wirth selbst sechzehn Jahre Korporal unter dem Großen Friedrich gewesen war, so wurde über die jüngsten Schlachten mit Sachkenntniß gesprochen, wobei es sich denn wohl ereignete, daß der Wirth „Zur Festung Graudenz" dem Kaiser Napoleon diesen und jenen Schnitzer nachwies. Wenn er, Christian Kirchner, ehemals Korporal unter dem Großen Friedrich, bei Jena und Halle dem Kaiser gegenüber gestanden hätte, so würde Manches anders gekommen sein!

Auch heute war wieder ein solches Gespräch auf's Tapet gekommen, blickte doch alle Welt jetzt mit beklommenem Herzen nach Osten, wo die preußischen Heere noch immer mit den französischen rangen. Ein besonderes Interesse er-

regten die Festungen Kolberg, Danzig, Graudenz, die nicht wie Hameln, Magdeburg und Stettin gleich auf den ersten Ansturm der Franzosen gefallen waren, sondern sich noch mit allen Kräften wehrten. Vor Allem war es Graudenz, das immer wieder genannt wurde, denn in Graudenz hatte der Korporal Christian Kirchner viele Jahre gestanden, er kannte ja auch den alten General Courbière ganz genau, der jetzt die Vertheidigung so geschickt leitete und alle Versuche des französischen Generals Savary, die Festung einzunehmen, vereitelte; jawohl, er kannte die Festung Graudenz wie seine Vaterstadt, er hatte ja dort seine besten Jahre verlebt, und darum hatte er auch, als ihm als Erbschaft hier in Halle der Gasthof „Zum schwarzen Bären" zugefallen war, diesen, nachdem er ihn übernommen, in den Gasthof „Zur Festung Graudenz" umgetauft. O, wenn er nur reden wollte, dann würden die Franzosen sich nicht mehr lange zu plagen haben!

„Na, reiß nur den Mund nicht gar so weit auf," warf hier sein Gevatter Lautenschläger ein.

Der Wirth blickte sich verwundert nach dem Sprecher um, strich sich mit der Rechten bedächtig über seine lange rothe Schoßweste und musterte dann seine Gäste. Es waren heute bei dem schlechten Wetter gar keine französischen Soldaten da, nur Nachbarsleute, dann der Buchhändler Dreyßig, einige Halloren und der Sprachlehrer Regnier. Der Letztere war ja allerdings ein Franzose, aber er lebte schon seit vielen Jahren in Halle, auf den brauchte man also doch wohl keine Rücksicht zu nehmen.

„Du mußt nicht über Sachen sprechen," versetzte Kirchner und nahm eine gewisse vornehme Miene an, „die Du nicht verstehst. Du guckst die Welt von Deinem Tuchladen aus an und hast natürlich keine Ahnung von militärischen Angelegenheiten. Ich habe sozusagen die Festung Graudenz bauen sehen, habe gesehen, wie die Tausende und aber Tausende von Ziegelsteinen



Eine Gerichtssitzung in China. (S. 339)

in den siebziger Jahren angefahren wurden, und auch die militärische Einrichtung habe ich mit überblickt. Mein Hauptmann hat mich regelmäßig mit auf Inspektion genommen, und da bin ich mit in jede Kasematte gekrochen."

„Aber was ist denn nun dabei für Euch herausgekommen?" fragte Dreyßig.

Der Wirth zog die Augenbrauen zusammen, als wollte er sagen: „Welch' dumme Frage!" aber er nahm sich zusammen und erwiederte nur: „Daß ich jetzt jedes Pförtchen kenne."

„So klug wird wohl der alte Courbière auch sein, daß er jetzt jedes Pförtchen verrammelt hält," warf ein anderer Gast ein.

Diese Zweifel an seiner militärischen Einsicht verdrossen den Wirth aber höchlich.

„Wenn ich euch sage, daß ich so genau wie nur Einer mit der Befestigung von Graudenz Bescheid weiß," fuhr er auf, „so könnt ihr mir das glauben, und wenn ich hinzusetze, daß ich mich anheischig machen könnte, die Franzosen direkt nach Graudenz hineinzuführen, so könnt ihr das ebenfalls als richtig hinnehmen!"

Allerwärts brach man in Ausrufe des Erstaunens aus, und in den Augen Regnier's blitzte es eigenthümlich.

„Es ist schade, daß Ihr uns das Kunststück nicht vormachen könnt!" rief Dreyßig lachend.

„Jawohl, Gevatter," meinte der dicke Lautenschläger, „vom Bierkruge aus läßt es sich gut Festungen einnehmen!"

Alle lachten, nur Kirchner nicht. Er wurde blutroth im Gesicht; mit solchem Hohn war ihm seit lange nicht begegnet worden, und noch dazu von dem dummen Lautenschläger.

„Es ist unerhört," rief er zornig, „einen Zweifel in meine Versicherungen zu setzen. Ich bin sechzehn Jahre Korporal gewesen —"

„Und habe tausend und aber tausend Ziegelsteine anfahren sehen," warf Dreyßig ein.

Ein lautes Gelächter brach aus. Der dicke Lautenschläger mußte sich den Leib halten, und der Wirth war so erbost, daß er wüthend die Fäuste ballte und hinaus in die Küche lief, um sich dort einigermaßen zu beruhigen.

Aber es war just heute, als hätte sich Alles gegen ihn verschworen: er kam hier sozusagen vom Regen in die Traufe. Einen lauten Schrei gab's in der Küche, als er hineingestürmt kam und die Thür dröhnend hinter sich zuschlug. Und was sah er? Seine Tochter Anna im vertraulichsten Gespräche mit seinem Kellner Johann, dem er schon einmal gründlich klar gemacht hatte, daß er eine Liebelei mit seiner



Das neue Landesgewerbemuseum in Stuttgart. (S. 339)

Tochter nicht leide. Und jetzt überraschte er ihn gar, wie er es wagte, sie zu küssen.

„Er Schlingel, Er Lump!“ schrie der Wirth den jungen Menschen an, der bleich wie ein armer Sünder vor ihm stand, während Anna in Schluchzen ausbrach, „ich werde Ihn Mores lehren! Das glaube ich, das könnte Ihm gefallen, sich hier in das warme Nest zu setzen!“

„Vater, Vater!“ brach es aus Anna hervor.

„Und Du,“ rief er zur Tochter hinüber, „solltest Dich schämen, daß Du Dich hinter meinem Rücken so vergißt. — Damit Er es übrigens gleich klar und deutlich weiß, wie die Sachen stehen, so packt Er morgen sein Bündel!“

Drinnen in der Gaststube klopften einige Gäste an die Gläser, sie wollten zahlen und heimgehen, alle weiteren Auseinandersetzungen mußten also unterbleiben.

Als der Wirth wieder in die Gaststube eintrat, winkte ihm Dreyßig freundlich entgegen. „Draußen auch Aerger gehabt?“ fragte er. „Nun, dann schließt wenigstens mit uns wieder Frieden,“ und dabei reichte er ihm sein Geldstück. Auch die übrigen Gäste bemühten sich, die Wolke, die sie vorhin heraufbeschworen, wieder zu verscheuchen, und Monsieur Régnier drückte ihm sogar, als er ging, mit ganz besonderer Höflichkeit die Hand.

Draußen vor dem Wirthshause schlugen die Gäste alsbald verschiedene Richtungen ein, die Halloren stiegen rechts zu ihrem tiefer gelegenen Stadtviertel, der sogenannten Halle, hinab, Dreyßig eilte quer über den Markt, und Monsieur Régnier wandte sich links nach der Großen Ulrichstraße, wo er seine Wohnung hatte. Doch kaum war er an dem Rothen Thurme vorbeigekommen, als er stehen blieb und sich vorsichtig umsah.

„Sie sind Alle fort,“ murmelte er, „nun, dann wollen wir unseren Einfall zur That werden lassen. Er soll für seine Großmäuligkeit, wenn es nur eine solche ist, büßen, im anderen Falle aber, wenn er wirklich Bescheid weiß, dem großen Kaiser einen kleinen Dienst erweisen, mag er nun wollen oder nicht. Ich aber werde mich derweilen an das kleine allerliebste Ding, die Anna, machen. Sticht mir schon seit lange in die Augen!“

Er ging langsam, stets nach rechts und links um sich schauend, um den Rothen Thurm herum und bog dann in die dunkle Große Märkerstraße ein.

„Der Alte würde sie mir nie freiwillig geben,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „aber wenn man ihn auf eine geschickte Weise auf einige Zeit bei Seite bringt — übrigens kann auf der Reise auch viel passiren, Graudenz ist weit — dann kann man das kleine Ding wohl herumkriegen, besonders in der jetzigen bedrängten Zeit, wo ich mit der Einquartierung und den französischen Gästen ja auf's Beste fertig werde. Würde mir sehr gut thun, aus dem mageren Sprachlehrerdasein in eine behagliche Wirthschaft zu kommen!“

Vergnüglich rieb er sich die Hände.

Mittlerweile war er die ganze Große Märkerstraße entlang gegangen, betrat nun einen Platz, den „Großen Berlin“, und schritt auf ein stattliches Haus zu, vor dem zwei französische Schildwachen auf und ab schritten.

„Ich muß sogleich den Herrn General Lautour sprechen,“ wandte er sich an einen der Soldaten.

„Der Herr General ist sicherlich noch nicht zur Ruhe gegangen.“

„Das Fenster seines Arbeitszimmers ist noch hell,“ antwortete der Angeredete, zum Hause hinaufblickend.

„So melden Sie mich, ich bin der Sprachlehrer Régnier.“

Der Soldat zog die Klingel am Portal, worauf ein Diener erschien, der, da er den Sprachlehrer zufällig kannte, ihn ohne Weiteres einließ. Gleich darauf lag der „Große Berlin“ wieder in tiefer Stille da.

2.

Mittlerweile hatte der Wirth der „Festung Graudenz“ den Gasthof geschlossen und war in sein Schlafzimmer hinaufgestiegen, noch immer höchst aufgebracht über die Anna. Der Bursche war ja gar nicht so übel, das mußte er selber sagen, ein hübscher Kerl, auch gewandt im Umgang mit den Gästen, hatte er doch zwei Jahre in Leipzig gedient; aber was half das? Er war ja doch ein Habenichts! Konnte seine Tochter nicht in eine reiche Verwandtschaft hineinheirathen, so daß sie einen ordentlichen Anhang hatte? Wenn das dumme Ding sich nur nicht gar zu albern anstellen wollte!

Er ging mehrere Male auf und ab, konnte aber über den fatalen Punkt nicht hinauskommen. Schließlich legte er sich mißmuthig zu Bett.

Kaum war er eingeschlafen, als heftig an die Thür seines Hauses gepocht wurde. Mit einem Satz war er wieder aus seinem Bett heraus und gleich darauf schaute er auch schon zum Fenster hinaus. Drunten standen drei französische Soldaten mit einer Laterne.

„Im Namen des Kommandanten, öffnet die Thür!“ rief einer derselben.

„Was wollt ihr jetzt bei nachtschlafender Zeit?“ fragte der Wirth, der sich nicht so schnell in's Bockshorn jagen ließ.

„Das werdet Ihr gleich erfahren,“ erwiederte der Soldat.

Es war wohl nichts zu machen; er mußte gehorchen. Er kleidete sich nothdürftig an, stieg hinab und öffnete.

Als die Soldaten in den Hausflur getreten waren, sagte der, welcher auch vorhin gesprochen hatte, ein Unteroffizier: „Ich habe den Auftrag, Euch diesen Befehl des Herrn Kommandanten zu überbringen.“ Dabei überreichte er ihm ein Schreiben und hob die Laterne in die Höhe, damit der Wirth dasselbe auf der Stelle lesen könne.

Der Brief war in der That an ihn gerichtet und mit dem großen Amtssiegel der Kommandantur verschlossen. Er öffnete ihn und las:

„Der Wirth Kirchner, Inhaber des Gasthauses ‚Zur Festung Graudenz‘, hat sich den Anordnungen des Unteroffiziers Pastin zu fügen und mit diesem sofort eine längere Reise anzutreten.

General Lautour,
Kommandant der Stadt Halle a. d. Saale.
Halle, den 10. Februar 1807.“

„Ich bin der Unteroffizier Pastin,“ fuhr der Soldat fort, als der Wirth das Papier sinken ließ, „und fordere Euch auf, Euch für die Abreise fertig zu machen.“

Der Wirth war kreideweiß geworden; er wußte sehr wohl, mit den Franzosen war nicht zu spaßen, am wenigsten mit dem Kommandanten Lautour.

„Nun ja, aber doch für morgen Früh erst,“ entgegnete er.

„Die Fahrt beginnt sofort,“ versetzte der Unteroffizier.

„Ach Du mein Gott,“ jammerte der Wirth, „wo soll es denn nur hingehen?“

„Das ist ein Geheimniß,“ erwiederte der Soldat mit unerschütterlicher Ruhe.

„Aber es ist doch unmöglich, daß ich auf längere Zeit weg kann bei diesen Kriegsunruhen! Was soll denn aus meinem Geschäft, was aus meiner Tochter werden! Da kann mir ja die ganze Wirthschaft derweilen zu Grunde gehen!“

„Das kann den Herrn Kommandanten wenig kümmern, denn Ihr seid zunächst Staatsgefangener!“ antwortete der Soldat.

„Staatsgefangener?“ schrie der Wirth und knickte beinahe zusammen. „Was habe ich denn verbrochen?“

„Wenn Ihr Euch nicht reisefertig macht, so muß ich Euch mitnehmen, wie Ihr da seid,“ versetzte der Soldat, „und das dürfte Euch bei der Kälte vielleicht nicht gefallen.“

Das war sehr einleuchtend. „Dann erlaubt also einen Augenblick,“ sagte der Wirth, eilte in sein Schlafzimmer hinauf, zog seine wärmsten Sachen und den dicksten Mantel an, steckte auch das Geld zu sich, das er gerade liegen hatte, ging dann hinüber in die Schlafkammer seiner Tochter und theilte ihr mit, er müsse auf einige Tage verreisen — es sei eine geheimnißvolle Sache. Zugleich gab er ihr die Schlüssel, damit sie nachher ordentlich zuschließe.

Darauf verließ er mit den Soldaten das Haus. Als er aus dem Gäßchen hinaus auf den Markt kam, stand auch schon eine Extrapost da, deren Pferde ungeduldig das Pflaster scharrten. Der Wagen mußte also schon eine Weile warten.

Er stieg ein, der Unteroffizier setzte sich neben ihn, und ein Grenadier nahm neben dem Postillon auf dem Bocke Platz. Die Fahrt ging durch das Ulrichsthor in scharfem Trabe hinaus auf die Magdeburger Chaussee. Der Wind blies durch die klappernden Fenster, die dunkle Nacht lag unheimlich auf der weiten Ebene, wie Gespenster huschten die Bäume und Sträucher vorüber.

Der seltsame Staatsgefangene zerbrach sich den Kopf darüber, was er wohl verbrochen haben könne, und was man wohl mit ihm vorhabe. Schließlich, als er sich etwas beruhigt hatte, kam er sich sogar wichtig vor; jedenfalls legte man doch Werth auf seine Persönlichkeit. Wenn man vielleicht gar von ihm, dem alten Soldaten, etwas auskundschaften wollte? Er konnte am Ende noch eine berühmte Persönlichkeit werden. Was würde man wohl am Morgen in Halle sagen, wenn es bekannt würde, der Wirth Christian Kirchner sei in der Nacht mit Extrapost und zwei französischen Soldaten davon gefahren.

Ueber diesen Gedanken verging die Nacht. Als es dämmerig wurde, sah er, daß sie noch immer auf der Magdeburger Chaussee dahinfuhren; er kannte die Straße; also ging es wohl nach Magdeburg. Er machte noch verschiedene Versuche, aus dem Unteroffizier über Zweck und Ziel der Reise etwas heraus zu bringen, da aber Alles vergeblich war und sogar einige Glas Bier, die er in einem Gasthofe am Wege, wo einmal gefüttert wurde, spendirte, die Zunge nicht lösten, so ergab er sich in sein Schicksal und wartete ruhig ab, was da kommen werde. Gewiß ging die Fahrt nicht über Magdeburg hinaus.

Als er aber nach zwei Tagen nach Magdeburg kam, wurde dort nur kurze Rast gemacht, und dann ging es abermals weiter Tag und Nacht mit unheimlicher Eile.

Wohin würde man ihn wohl bringen? Sollte vielleicht eine verhängnißvolle Verwechslung vorliegen, sollte er das Opfer irgend einer schändlichen Rache geworden sein?

Alles Mögliche ging ihm durch den Kopf, aber eine Antwort fand er nicht.

3.

Wie er sehr richtig vermuthet hatte, machte seine nächtliche Abreise von Halle dort allgemeines Aufsehen. Die Erzählungen und Vermuthungen über den Zweck dieser Entführung verwandelten sich nach und nach in ganz ungeheuerliche Gerüchte. Einige meinten, er sei in Ketten in die Kasematten von Magdeburg abgeführt worden, Andere wußten zu berichten, er werde zu hohen Ehren kommen, er wisse tiefe Geheimnisse und die wollte ihm Napoleon mit Gold aufwiegen. Die einzigen beiden Personen aber, die vollständigen Aufschluß hätten geben können, schwiegen wie das Grab: der Kommandant Lautour — und der Sprachlehrer

Régnier, von dem man allerdings nicht ahnte, daß er der Angelegenheit nahe stand.

Ein verschmitztes Lächeln spielte um seinen Mund, als er am anderen Morgen von dem Vorfall hörte, und bald darauf machte er sich auf, um der Jungfer Anna sein tiefes Bedauern über die Verlegenheit auszusprechen, in die sie durch die plötzliche Abreise des Vaters gerathen sei.

Er fand das Mädchen zwar aufgeregt, doch hatte sie sich offenbar bereits zu helfen gewußt; sie hatte sich die Base Schwertfeger in's Haus geholt, damit auch eine ältere Person vorhanden sei, und Johann gebeten, so lange zu bleiben, bis der Vater zurückkehre, worauf er natürlich sehr gern einging. Das Anerbieten Régnier's, ihr mit Rath und That zur Hand zu gehen, konnte sie daher dankend ablehnen.

Der Mensch war ihr überhaupt in hohem Grade zuwider, so daß sie schon deshalb jede Hilfeleistung von ihm zurückwies. Trotzdem drängte er sich ihr immer wieder auf; auch in der folgenden Zeit kam er fast täglich und belästigte sie so lange mit seiner Freundlichkeit, bis sie sich jede Annäherung energisch verbat.

Sie bedurfte seiner Hilfe auch durchaus nicht. Die Base Schwertfeger war eine tüchtige Frau, und nicht minder war Johann auf dem Posten; er plagte sich doppelt, da der Wirth nicht zur Stelle war, denn er wollte diesem schon zeigen, wie er sein Geschäft verstand; da er zudem gegen Jedermann stets freundlich und höflich war, so wurde das von den Gästen bald recht angenehm empfunden. Manche waren durch die Aufgeblasenheit des Wirthes und seine Prahlerei verletzt worden und nur noch selten gekommen; jetzt kamen sie öfter, es bildeten sich allabendlich gemüthliche Plaudertische, der Besuch nahm zu, die Wirthschaft hob sich mehr und mehr.

„Das habe ich Dir zu verdanken," sagte Anna wiederholt zu Johann, wenn von Zeit zu Zeit Abends nach der Polizeistunde die Rede auf das Emporblühen der Wirthschaft kam, und dieser lächelte dann glückselig. Der augenscheinliche Beweis, daß er in seinem Fache tüchtig sei, mußte ihm, so hoffte er, nach der Rückkehr des Wirthes doch endlich das Glück gewähren, nach dem er strebte: die Hand seiner geliebten Anna.

Doch Woche auf Woche verging, und der Wirth kehrte weder zurück, noch sandte er Nachricht, so daß die Besorgniß seiner Tochter von Tag zu Tag wuchs. Der Winter tobte unterdessen noch einmal mit aller Gewalt, die Fenster waren um Mitte März noch zugefroren, und dann begann ein schier endloses Thau- und Regenwetter. Die Wege waren grundlos, so daß selbst die Soldaten, die durch Halle kamen, einige Zeit in der Stadt liegen bleiben mußten, weil die Straßen draußen nicht zu passiren waren.

Anna wußte sich oft in ihrer Angst um den Vater gar nicht zu lassen. Sie war schon auf die Kommandantur gegangen und hatte um Auskunft gefleht, aber man hatte sie barsch abgewiesen.

So saß sie denn eines Abends im April, als die Gäste fort und Johann und die Base auch schon zu Bett gegangen waren, weinend im öden Gastzimmer, als plötzlich draußen an einen Fensterladen gepocht wurde und eine matte Stimme rief: „Anna, mach' auf!"

Erschrocken sprang sie empor. „Mein Gott, der Vater!" schrie sie. Sie eilte hinaus in den Flur, riß die Riegel der Thüre auf und lag im nächsten Augenblick in den Armen des Heimgekehrten. Dann führte sie ihn in's Haus, in die Stube.

„Nicht so schnell," sagte er hüstelnd und sich schwer auf ihre Schulter stützend.

Als sie dann mit ihm in der Stube stand und ihn ansah, fuhr sie zum Tode erschrocken zurück. Eine wahre Jammergestalt stand vor ihr. Der blaue Mantel war zerfetzt, die Stiefeln zerrissen und aus dem abgemagerten Gesicht blickte ihr Noth und Elend entgegen.

Er setzte sich auf einen Stuhl. „Ach, Kind, es ist mir schrecklich ergangen," sagte er. „Ich habe für meine Prahlerei schwer büßen müssen. Am Tage vor meiner Abfahrt hier behauptete ich in der Unterhaltung mit meinen Gästen, ich wüßte in Graudenz sicher eine Stelle zu finden, wo die Belagerer eindringen könnten. Dies muß einer dem Kommandanten hinterbracht haben, und der ließ mich ohne Weiteres mit Extrapost nach Graudenz bringen, wo ich den Franzosen die Pforte zeigen sollte, durch die sie in die Festung, die sie so lange schon vergeblich belagerten, eindringen könnten. Ich hatte das aber ja nur so hingeschwatzt und wußte nichts zu zeigen. Anfangs glaubten sie, ich wolle mich weigern, drangsalirten und mißhandelten mich, und als ich ihnen immer wieder versicherte, ich wüßte wahrhaftig nichts, sie könnten mich todtschlagen, da wurden sie höchst aufgebracht und warfen mich so, wie ich da war, mitten im Winter auf die Landstraße. Ach, Kind, was ich dann ausgestanden habe — ich kann es nicht erzählen. Mein bischen Geld ging bald darauf, und nun mußte ich mich, um nach Hause zu kommen, von Ort zu Ort durchbetteln. Nachricht konnte ich euch nicht geben, denn dann hätte ich wenigstens vierzehn Tage an dem Orte, von wo ich hätte schreiben wollen, bleiben müssen; und wer hätte mich denn so lange behalten wollen? In diesen Kriegszeiten schließt Jeder seine Thüre zu. Auch trieb es mich unaufhaltsam nach Hause. Endlich kam ich heute in der Dämmerung am Ulrichsthore an, wo sie mich erst gar nicht einlassen wollten, bis ein Scherenschleifer, der da stand und mich kannte, bezeugte, daß ich der Wirth Kirchner von der ‚Festung Graudenz' sei. Als ich endlich mein Haus sah, schlotterten mir die Kniee, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, in diesem Zustande einzutreten, ich wollte mich vor dem Gesinde und den Gästen nicht in diesem Aufzuge zeigen. Ich setzte mich daher in einen Winkel und wartete, bis der letzte Gast weg, und Alles ruhig war, und so komme ich denn erst jetzt!"

Anna schloß den armen, gebrochenen Mann in ihre Arme. „O, wie froh bin ich," rief sie, „daß wir Dich nur wieder haben." Dann eilte sie, ihm eine kräftige Suppe zu kochen. Als sich dann der Aermste etwas erquickt hatte, brachte sie ihn in's Bett, wo er zum ersten Male nach vier Wochen wieder einen tiefen Schlaf thun konnte.

Der Wirth mußte über vierzehn Tage lang das Bett hüten, dann erholte er sich aber bei der vorzüglichen Pflege sehr rasch und konnte sich bald wieder in Haus und Hof umsehen. Und da er dort nur Erfreuliches erblickte, kam auch bald seine gute Stimmung wieder.

In der That befand sich die ganze Wirthschaft im besten Zustande, und daß er dies hauptsächlich der umsichtigen Wirthschaftsführung Johann's zu verdanken hatte, war klar. Er zögerte daher jetzt auch nicht länger, seine Einwilligung zur Verheirathung seiner Tochter mit dem wackeren Burschen zu geben.

Am Tage vor der Hochzeit aber, ganz in der Frühe, als noch kein Verkehr war, winkte er seinen Schwiegersohne, legte mit ihm die große Feuerleiter an's Haus und hob das Schild „Zur Festung Graudenz" herunter; dann brachte er aus der Scheune, wo es noch gestanden und wo er es auch schon in der Stille fein säuberlich abgewaschen hatte, das alte Schild „Zum schwarzen Bären" hervor und befestigte es an der Stelle des bisherigen. Und so heißt denn heute noch in Halle an der Saale das alte Wirthshaus dort seitwärts vom Markt hinter der Kirche: „Zum schwarzen Bären."

Mannigfaltiges.

Ein Kunsthändlerkniff. — Lord Palmerston, der berühmte englische Staatsmann, war ein großer Freund der schönen Künste und besonders ein eifriger Liebhaber von alten Originalgemälden, deren er viele ankaufte, so daß er mit der Zeit eine schöne Gallerie zusammenbrachte. Als er einst in Rom sich aufhielt, wurde ihm die Mittheilung, daß ein Kunsthändler ein echtes Gemälde von Salvator Rosa zu verkaufen habe. Sogleich begab er sich zu ihm, und zwar begleitet von Professor Morris, einem ausgezeichneten englischen Kunstkenner, dessen Rath er schon mehrfach bei Ankäufen in Anspruch genommen. Das Gemälde war, wie der Professor nach sorgsamster Prüfung anerkannte, unzweifelhaft echt: eine wilde düstere Gebirgs- und Felsenschlucht mit einigen lauernden Banditen als Staffagefiguren. Der Preis war viertausend Pfund Sterling, dem Werthe des Bildes angemessen. Da es dem Lord nicht auf's Geld ankam und er schon längst einen schönen Salvator Rosa sich gewünscht hatte, so kaufte er das Gemälde. Es sollte ihm unverzüglich in's Hotel geschickt werden.

Auf den leise geflüsterten Rath des Professors, dem wohl schon etwas von den in Rom beim Gemäldehandel üblichen Schwindeleien bekannt war, traf er aber noch eine Vorsichtsmaßregel, die auch von Anderen schon häufig angewandt worden war, er ließ nämlich das Bild umdrehen, indem er Feder, Tinte und Siegellack forderte. Auf die Rückseite der Leinwand des Bildes schrieb er dann seinen Namen. Darnach zog er ein Taschenpetschaft hervor und drückte auch noch sein Siegel daneben.

Das Gemälde wurde ihm eine halbe Stunde nachher in's Hotel geschickt. Mit anderen Kunstsachen brachte er es nach England, wo es in der Gallerie seines Schlosses eine wahre Zierde bildete und viel bewundert wurde.

Etwa ein Jahr nachher besuchte ihn einmal sein Freund Lord Seymour, der auch ein Gemäldeliebhaber war und eine prächtige Gallerie besaß. Mit Stolz zeigte Palmerston ihm seine neuerworbenen Kunstschätze. Vor dem Bilde von Salvator Rosa blieb Seymour überrascht stehen.

„Aber, bester Freund," rief er, „mit dem Gemälde da sind Sie schnöde angeführt worden, denn es ist nur eine Kopie! Das Original besitze ich selbst seit einem halben Jahr."

„Ganz unmöglich," versetzte Palmerston. „Ich habe in Rom selbst das Bild gekauft und unser vortrefflicher Kunstkenner Morris hat die Echtheit ausdrücklich bestätigt."

„Wo?"

„Bei dem Kunsthändler Vinetti."

„Bei dem habe ich dasselbe Bild gekauft, und zwar das Original."

„Haha! Wie viel haben Sie dafür bezahlt?"

„Viertausend Pfund."

„Denselben Betrag zahlte ich auch," sagte Palmerston. „Einer von uns muß also betrogen worden sein, und ich glaube sicher, lieber Seymour, daß Sie es sind."

„Nein theuerster Freund!"

„Aber so bedenken Sie doch: Professor Morris bestätigte mir die Echtheit!"

„Und die Echtheit meines Exemplars verbürgte in Rom ein noch viel berühmterer Kunstprofessor."

„Mich konnte man gar nicht beschwindeln, dazu war ich zu schlau. Sehen Sie doch hier auf der Rückseite des Gemäldes den Beweis: meinen Namenszug und mein Siegel!"

„Nun, das kann ich Ihnen auch zeigen, denn ich war ebenso schlau."

„Wie ist das denn zu erklären?"

„Einer muß Unrecht haben."

„Ich nicht!"

„Ich auch nicht!"

„Wetten wir?"

„Meinetwegen!"

„Um tausend Pfund, zahlbar von dem, der die Kopie besitzt, an den Eigenthümer des Originals."

„Well, es sei!"

Zwei Tage später waren die beiden Gemälde in demselben Saale bei einander aufgestellt in ganz gleicher Tagesbeleuchtung. Aber man konnte durchaus keinen Unterschied entdecken. Eines schien so gut wie das andere zu sein. Welches war nun das Original?

Dann kam auch Professor Morris. Aufs Sorgsamste verglich er die Gemälde. „Das ist seltsam!" rief er endlich. „Keines dieser beiden Bilder ist nach meiner Ueberzeugung das Original. Aber, Mylord,

das Gemälde, welches Sie in meinem Beisein in Rom kauften, war ganz bestimmt das Original. Ich täuschte mich damals nicht."

„Es ist aber doch dasselbe Bild," sagte Palmerston. „Auf der Rückseite ist ja meine Unterschrift, mein Siegel."

„Unbegreiflich!" murmelte der Professor. „Offenbar liegt eine geschickte Schwindelei vor; doch wie dieselbe hat geschehen können, ist ganz räthselhaft. Vielleicht kann ein sehr talentvoller junger italienischer Maler, der seit einiger Zeit in London sich aufhält, Signor Parazzo, uns auf die Spur helfen."

„Wohl," sprach Palmerston, „so wollen wir ihn schleunigst herbeirufen, um seine Meinung zu vernehmen."

Schon am folgenden Tage kam der junge Künstler an. Die Angelegenheit wurde ihm auseinander gesetzt. Mit seltsamem Lächeln betrachtete er die beiden Gemälde.

„Diese beiden Gemälde sind vortreffliche Kopien, welchen künstlich sehr geschickt ein nachgedunkeltes Aussehen verliehen worden ist," sagte er dann. „Das ist heutzutage eine einträgliche Industrie. Die reichen Leute wollen alte Meisterwerke kaufen; es sind deren nicht genug vorhanden, um die Nachfrage zu befriedigen, nun, so fabrizirt man einfach das Gewünschte. Junge Maler liefern für den Händler solche Kopien, die ihnen gut bezahlt werden. Das Weitere ist dann Gewissenssache des Händlers, der es verantworten mag. Nicht nur in Italien, auch in den Niederlanden blüht diese Industrie. Hunderte von trefflichen Kopien alter Meisterwerke werden alljährlich als Originale verkauft, besonders nach England und Nordamerika. Die amerikanischen Millionäre gehen nämlich noch viel leichter auf den Leim, als die vornehmen Engländer. Jedenfalls aber bekommen sie für ihr Geld immer schöne Gemälde, die ebenso schön sind, als die Originale."

„Aber wir kauften doch in Rom Jeder damals unzweifelhaft das Originalbild von Salvator Rosa," riefen die Engländer. „Vorsichtshalber versahen wir die Rückseite des Gemäldes mit unseren Namensunterschriften und unseren Siegeln. Und das ist sicher: Siegel und Namen sind nicht gefälscht!"

Wieder lächelte der junge Italiener. „Das Gemälde war doppelt," sagte er, „erst das Original, darunter die Kopie. Sie schrieben also Ihre Namen und drückten Ihre Siegel auf die Kopie. Der schlaue Händler wußte aus Erfahrung, wie es die Herren beim Gemäldekauf zu machen pflegen, und hatte sich also darauf vorbereitet. Das kostbare Originalbild von Salvator Rosa dient immer auf's Neue, Käufer anzulocken."

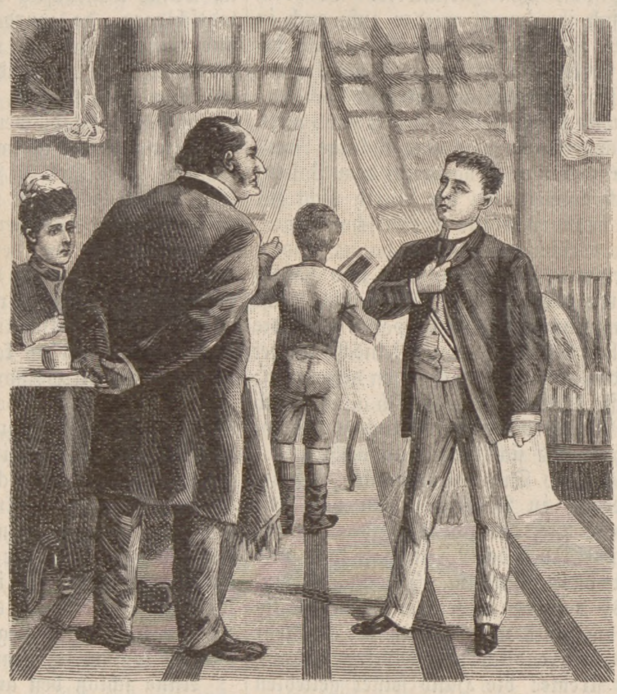
Palmerston und Seymour sahen sich an. „Wahrhaftig, so muß es zugegangen sein!" rief dann der Erstere. „Gründlich sind wir Beide beschwindelt worden; unsere Wette ist also nichtig. Nun, unsere theuer erkauften Kopien sind ja doch auch schön; so wollen wir uns denn auch fernerhin daran erfreuen, gerade so, als ob wir Jeder das kostbare Original besäßen. Vielen anderen Gemäldesammlern ist es wohl ebenso ergangen — nur wissen sie es nicht!" [F. L.]

Humoristisches.



Scharfe Beobachtung.

A.: Das sind Neuvermählte!
B.: Woran erkennst Du das?
A.: Weil er — ihr immer auf's Kleid tritt!
B.: Das kann doch später auch noch passiren!
A.: O nein — da gibt er schon Obacht, wenn er einmal weiß, was die Kleider kosten!



Durch die Blume.

Student: Siehst Du, lieber Onkel, heute wird es gerade ein Jahr, daß ich studire; damals batest Du mich beim Abschiede, Dich niemals anzuzapfen, Du würdest mir lieber freiwillig geben. Na, habe ich nicht mein Wort gehalten?!

Die Arbeit der Ströme. — Die Ströme der ganzen Erde führen nach neuerlicher Berechnung dem Meere so viele feste Stoffe zu, daß daraus jährlich eine Bergkette von 300 Meter Höhe, 1⅕ Kilometer Breite und 50 Kilometer Länge gebildet werden könnte. Nach dem Gewichte berechnet, werden in jeder Minute dem festen Lande durch die Ströme über 70,000 Centner Stoffe entführt.

Die Sitte der Neujahrsgeschenke ist uralt. Man sagt, daß Tacitus, der König der Sabiner und Mitregent des Romulus, dieselben zuerst eingeführt habe, und die Geschenke, welche die Klienten ihren Patronen verehrten, ursprünglich in vergoldeten Feigen und Datteln und einem Goldstück zum Ankauf von Götterstatuen bestanden. — Der Kaiser Claudius verbot zwar diese Neujahrsgeschenke, aber die christlichen Kaiser nahmen sie wieder an, und so verbreitete sich allmälig die Sitte über alle Länder, in welchen die Römer herrschten. [E. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 42:
Zufriedenheit geht über Reichthum.

Kreuz-Arithmogriph.

1	ein Buchstabe,
4 2 3 . . .	ein Sohn Jakob's,
9 2 3 9 5 . .	eine Verwandte,
6 2 3 4 2 1 5 .	eine orientalische Fußbekleidung,
1 2 3 4 5 6 7 8 9	eine Stadt in Schlesien,
2 8 6 6 2 2 9 .	eine wichtige landwirthschaftliche Arbeit,
6 5 7 3 5 . .	eine Art Muskel,
7 8 9 . . .	ein Kleidungsstück,
9	ein Buchstabe.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Scherz-Räthsel.

Barsch pflegt das Wort das Publikum
Vom eingenomm'nen Platz zu weisen.
Tauscht man das erste Zeichen um,
Wird's selber barsch. Wie mag es heißen?

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösungen von Nr. 42:

des Schiebe-Räthsels: Oleander — Veilchen — Narzisse:

HANNOVERANER
LEINWAND
WEINBERG
METALLERZEUGUNG
SANCHUNIATHON
LANDHAUSSTYL
SEELENSTÄRKE
BAUERNVEREIN;

des Anagramms: Achse, Asche.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.